



KAI-UWE MERZ

STILLSTAND AUFSTAND BERLIN

EINE KULTURGESCHICHTE
DER 1980ER-JAHRE

ELSENGOLD



Ich fordere die sofortige
Ausreise meines Sohnes
mit Familie nach
West-Berlin. Peter Rudolph
1058 Berlin/DDR
Volliner Str 3



KAI-UWE MERZ

STILLSTAND AUFSTAND BERLIN

EINE KULTURGESCHICHTE
DER 1980ER-JAHRE



EINLEITUNG

Stillstand Aufstand Berlin –
Ruhe nach dem Sturm, Ruhe vor dem Sturm

7



PROLOG

Stille Invasion – Die S-Bahn, der Streik
und der junge Reporter

13



STADTPOLITIK

Richard von Weizsäcker –
33 Monate Regierender Freiherr von Berlin

25



KABARETT

Wolfgang Neuss –
Letztes Aufleben des großen Berliner *Absurdisten*

43



PARTEIEN

Dieter Kunzelmann –
Der Kommunarde *rotiert* ins Parlament

59



LITERATUR

Tanja Dückers –
Der Berlin-Roman *Hausers Zimmer*

77



THEATER

Dieter Mann –
Der Berliner übernimmt das Deutsche Theater

91



FILM

Wim Wenders –
Der Himmel über Berlin

109



MUSIKTHEATER

Götz Friedrich –

Felsenstein, Deutsche Oper und *Berliner Ring*

127



ROCK

Tamara Danz –

Familie, *Silly* und der *Aufstand der Rocker*

145



MALEREI

Bärbel Bohley –

Die *neue Plastik DDR* zerrinnt ihr zwischen den Fingern

159



ARCHITEKTUR

Ralf Schüler und Ursulina Schüler-Witte –

Der Koloss ICC

175



STADTJUBILÄUM

Detlef Stronk –

Hinter den Kulissen der 750-Jahr-Feiern

191



SCHLUSSBETRACHTUNG

Kulturstadt Berlin in den 1980er-Jahren –

Was sich im *Stillstand* bewegt

207



EPILOG

Aufstand der Ost-Berliner Kulturleute –

Der 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz

235

Literaturverzeichnis

238

Bildnachweis, Impressum

240



EINLEITUNG

Stillstand Aufstand Berlin – Ruhe nach dem Sturm, Ruhe vor dem Sturm

*Die Sonne blieb also mitten am Himmel stehen
und ihr Untergang verzögerte sich,
ungefähr einen ganzen Tag lang.*

JOSUA 10,13

S **STILLSTAND AUFSTAND BERLIN.** Die 1980er-Jahre stehen in der Doppelstadt im Zeichen von Konsolidierung, Besinnung, Ruhe. Im Ostteil wird zum Ende des Jahrzehnts der *Aufstand* gegen den *Stillstand* manifest. Der allseits beschworene *Status quo* wird es nicht überleben. Der *Aufstand* ist vor allem getragen von Ost-Berlins Kulturschaffenden. Er ist das Präludium für die Öffnung der Mauer und für das Ende der Teilung von Stadt und Land. Die meisten der vorangehenden jeweils eigenständigen Bände der Buchreihe zur Kulturgeschichte Berlins im 20. Jahrhundert hatten in ihrem Titel den Namen der Stadt mit einem einzelnen Begriff verbunden: *Vulkan*, *Monster*, *Wüste*, *Eiszeit*, *Zement* und zuletzt *Revolte*. Doch dieser Band über die 1980er-Jahre hat einen Titel mit zwei Begriffen, der dem historischen Geschehen im Ablauf der Epoche entspricht – *Stillstand Aufstand Berlin*. West-Berlin ist raus aus den Schlagzeilen der Welpresse. Das ist *per se* nichts Negatives. Kontemplation dient der Selbstvergewisserung, ist nützlich, auch wenn der Zeitgeist in den 2020er-Jahren eine selbstvergesene digitale *Vita activa* und die damit einhergehende Hyperaktivität als Norm betrachtet. Berlin dagegen betrachtete sich damals selbst. Es suchte eine Vision, Perspektive, Zukunft in seiner als *Normalisierung* deklarierten Anomalie der Teilung. Wie aufregend waren dagegen die 1970er-Jahre gewesen. Der Aufbruch nach 1968, die Studentenrevolte, die bunte Moderne, die Rockmusik. Das skizziert der Vorgängerband der Reihe zur Berliner Kulturgeschichte mit dem Titel *Revolte Berlin* von 2023. In welcher Konstellation lebte die Stadt in den darauffolgenden 1980er-Jahren? Der Journalist Jürgen Engert

Insel der Seligen?
West-Berliner
Kleingartenidyll
mit Sonnenschirm
und Gartenstühlen
1982 im Schatten
der Berliner Mauer.

weiß die Antwort. Im Grunde unterscheiden sich die existenziellen Koordinaten wenig vom vorangegangenen Jahrzehnt. Aber nun werden mit dem Einfahren der Früchte der Entspannung kulturelle Auswirkungen der selbstverständlich gewordenen Teilung der einen und doch doppelten Stadt spürbar. Engert stammte wie Rudi Dutschke aus dem Osten. Der Dresdner ist ebenso wie der Studentenführer Wahl-Berliner, weil das DDR-Regime ihn nicht studieren ließ. 1954 kam er an die Freie Universität FU, wird Chefredakteur des Senders Freies Berlin SFB. Er wird einer der wichtigen Fernsehjournalisten der Zeit, vor allem als Berichterstatter von Mauerfall, Einheitsprozess, Zusammenwachsen. *Mein Gott, Berlin* – der Ausruf ist Titel seiner 2001 erschienenen Autobiografie. So ironisch sein Tonfall ist, so treffend beschreibt Engerts Metaphorik die Lage der Stadt, wie sie sich ihm in den 1980er-Jahren darstellt:

Die Oststadt war Haupt eines Staates, die Weststadt war eine Insel. Und auf der wurde peinlich darauf geachtet, das Meer nicht zu reizen und zugleich so zu tun, als gäbe es sie noch, die eine Stadt unter gleichen Bedingungen. Widersprüchlichkeit war das Merkmal. In der Oststadt wurden Männer zu Soldaten, und die paradierten auch. In der Weststadt durfte keiner die Uniform anziehen, den Paraden derer aus Amerika, England und Frankreich wurde zugeschaut.

Als *Polaukes* und *Krawuttkes* karikiert Engert die West-Berliner. Die einst für ihre Geschwindigkeit berühmte Metropole? Keine Spur! „Das Tempo, das sprichwörtliche, es geriet aus der Mode, gepflegt wurde die Gemächlichkeit. Bräsigkeit anstelle produktiver Nervosität.“ Die *Polaukes* und die *Krawuttkes* hatten Kissen aufs Fensterbrett gelegt und guckten mit verschränkten Armen auf die Straße, auf der nichts geschah. Sie betrachteten sich von innen, fragten sich, was aus ihnen werden soll. Antwort: „Irgendwas.“ Die Fliegen liefen rückwärts. Die Leute hätten ihren Witz durch Nöligkeit und Ruppigkeit ersetzt: „Sie wollten nur noch sein, nicht mehr werden.“ Stillstand also. Auf den Autos klebten Schilder mit dem Slogan *Berlin grüßt den Rest der Welt*. Provinzler seien die großen Städter geworden. Wer ging, dem sei Fahnenflucht vorgeworfen worden. Engert variiert den statusmäßig für West-Berlin gefährlichen Terminus der Sozialistischen Einheitspartei SED von der *selbstständigen politischen Einheit*, womit die lebenswichtigen *Bindungen* West-Berlins an die Bundesrepublik Deutschland infrage gestellt wurden, und merkt an: „Ja, eine

selbständige soziale Einheit, das war die Weststadt geworden.“ Der Regierende Bürgermeister dieser Stadt hieß von 1981 bis 1984 Richard von Weizsäcker. Er vermittelte den Insulanern, so ironisiert Engert, dieses Gefühl: „Ich bin nicht die Richtung, aber ich weiß sie.“ Mehr Psychologie als Politik sei das gewesen. „Und an keinem anderen Platz hätte das passieren können.“ Das Berlin im *Stillstand*, das war ein einzigartiges Idyll der Bewegungslosigkeit, allerdings vor höchst brisantem Hintergrund. Im 21. Jahrhundert wissen wir, dass dieses Jahrzehnt ein Wartestand gewesen ist, der am 9. November 1989 mit Mauerfall und damit beginnender Zeitenwende vorbei war. Wenn wir aber nach dem Lebensgefühl dieser 1980er-Jahre fragen, müssen wir dieses erlösende Ende ausblenden. Sonst wird die Schilderung diesen Jahren und den Berlinern dieser Zeit nicht gerecht, die ebenso wie wir in unserer Gegenwart in ihrem Alltag nicht wussten, wohin das alles führen würde mit ihrer vertrackten Stadt. Denn hätten sie von dem Ausgang gewusst, dann wären sie nicht in ihren Gärtchen geblieben und hätten ihren immerwährenden Sonntag genossen, von dem Engert erzählt:

Krawuttkes und Polaukes rückten die Liegestühle in den Schlagschatten der Mauer, und vor dem Beton, der die Sonne auffing, reiften sie besonders schön, die Tomaten. Hin und wieder wurde geschossen, aber das galt den anderen, ansonsten war es himmlisch ruhig, und es schlug die Nachtigall. Über Brachen holte sich die Natur zurück, was ihr die Stadt genommen hatte. Über Straßen und Gleise, die von irgendwo herkamen und nirgendwo hinführten, wucherten seltene Pflanzen, und mittendrin war seltenes Getier. Auch das war Westberlin: Ein Biotop. Bis 1990.

Stillstand auf andere Weise war die *Oststadt*. Hauptstadt war sie. Die Mauer war infolge der Entspannungspolitik, der Reise- und Besuchsregelungen, des *Wandels durch Annäherung*, wie der Architekt der Entspannungspolitik, der Freund des Bundeskanzlers Willy Brandt schon aus dessen Zeit als Regierender, Egon Bahr, es formuliert hatte, porös. Das Westfernsehen strahlte und wirkte ohnehin über den ständig zu seinem menschenfeindlichen Zweck modernisierten Sperrbau hinweg. Im vorderhand mit Zensur und Unterdrückung erzwungenen Stillstand bereitete sich der Aufstand allen voran Ost-Berliner Künstler vor. Seit der Ausbürgerung des Berliner Liedermachers Wolf Biermann und des darauf reagierenden behutsamen Protestes einiger Kulturschaffender 1976 hatte die SED mit Repression und Privilegien,

mit zeitweisem Ziehenlassen oder Ausreise die Szene ruhigzustellen versucht. Aber das Rumoren geht weiter in diesen 1980er-Jahren, die Ruhe ist nur scheinbar, umso intensiver wird neben der Mauer die Überwachung durch die Staatssicherheit gerade im Kulturbereich perfektioniert.

Begonnen wurde das Buch *Stillstand Aufstand Berlin* am 5. März 2023, einem Sonntag. Es ist der 80. Todestag von Josef W. Stalin. Es ist auch das Wochenende, bevor nach der aus peinlichen Ursachen nötigen und in der Geschichte nicht nur Berlins singulären Wiederholungswahl vom 12. Februar 2023 die Koalitionsverhandlungen beginnen, in deren Ergebnis am 27. April nach 22 Jahren mit Kai Wegner erstmals wieder ein christdemokratischer Regierender Bürgermeister ins Amt kam. 26 Jahre hatte es sogar gedauert, bis nach dem 1955 ausgeschiedenen Walther Schreiber am 11. Juni 1981 mit Richard von Weizsäcker wieder ein CDU-Bewerber Regierender wurde.

Nach den Bänden über die Kulturgeschichte der Stadt in den 1920er-Jahren, während Drittem Reich und Nachkriegszeit, in Kaltem Krieg und nach dem Mauerbau, während Studentenrevolte und den 1970er-Jahren ist die Reihe endgültig in einer Epoche angelangt, die der aus West-Berlin stammende und in Ost-Berlin lebende Autor mit vollem Bewusstsein selbst erlebt hat. Erzählt wird Berliner Kulturgeschichte anhand von Menschen und ihren Geschichten. Die Reihe legt in erster Linie biografische und autobiografische Literatur zugrunde. Wichtig sind für die Periode schon längst zahlreiche Videos und Interviews der Protagonisten. Die Reihe zeigt im nunmehr als siebentem erschienenen Band, dass es lohnt, einzelne ausgewählte kulturelle Bereiche mit Persönlichkeiten zu verbinden, die für die jeweiligen Felder als repräsentativ gelten können. Auswahl impliziert den Verzicht auf Vollständigkeit. Manchem wird manches fehlen, sowohl an Kulturgebieten als auch an Figuren. Die Reihe kann andererseits beanspruchen, ein erster Versuch zu sein, um einen fundierten kulturgeschichtlichen Überblick über einzelne Zeitabschnitte des 20. Jahrhunderts in Berlin zu erarbeiten. Kulturgeschichte wird erzählt, und sie wird mit ausgewählten Fotos sichtbar gemacht. Dank für die Gestaltung des Layouts gebührt der Berliner Grafikerin Goscha Nowak, wie so oft der Lektorin Tanja Krajzewicz und dem Verleger Dr. Dirk Palm sowie Heidi Bohley, Tanja Dückers, Norbert Kaczmarek, Jörg Rohmer und Dr. Detlef Stronk für den Austausch. Die elf Kapitel von *Stillstand Aufstand Berlin* befassen sich mit Stadtpolitik, Kabarett, Parteien, Literatur, Theater, Film, Oper, Rock, Malerei, Architektur und dem in beiden Teilen der Stadt begangenen Stadtjubiläum. Nach dem Vorbild des Kulturhistorikers Hermann Glaser

liegt der Reihe ein handhabbarer Kulturbegriff zu Grunde, der auf kulturtheoretische Begründung verzichtet und *Kultur* begrifflich von *Natur* unterscheidet. Kultur bezieht sich in diesem weitläufigen Verständnis auf alles, „was der Mensch als gesellschaftliches Wesen in unterschiedlichster Weise produktiv bearbeitet oder gestalterisch hervorbringt.“

Der Verkehrsträger S-Bahn ist ein Berliner Kulturträger. Im westlichen Teil des *Stillstand Aufstand Berlin* ist die S-Bahn zu Beginn der 1980er-Jahre heruntergekommen. Im östlichen Teil ist sie Rückgrat des Nahverkehrs, läuft auf Verschleiß. Zum Auftakt des Jahrzehnts bricht bei der S-Bahn in West-Berlin ein bizarrer Arbeitskonflikt aus. Der Beginn der Dekade steht damit im Zeichen eines allenthalben weggeschwiegenen *Aufstands*, wie er einzig und allein in dieser seltsamen Stadt geschehen konnte. Wieder begegnen wir einem Journalisten mit Ost-Hintergrund. Hans-Ulrich Jörges gehörte später der Chefredaktion des *Stern* an und zählt zu den einflussreichen deutschen Journalisten. Von Mai 1979 bis September 1981 leitete Jörges das West-Berliner Büro der britischen Nachrichtenagentur *Reuters* am Savignyplatz in Charlottenburg im ersten Stock des Pressehauses, in dem auch der Berliner Landesdienst der *dpa* mit seinen vielen Mitarbeitern saß. Im Alter recherchiert er die Ereignisse des September 1980 nach. Es entsteht ein Tatsachenroman. *Stille Invasion* von 2021 ist der politische Schlüsselroman dieses Berliner Jahrzehnts. Es ist die Geschichte eines in das Geschehen involvierten jungen Reporters. Sein Buch lässt sich für die 1980er-Jahre genauso als Zeitroman lesen wie der mit Richard Burton verfilmte Welterfolg des britischen Geheimdienstlers David Cornwell, der als Autor John le Carré hieß und als Zeitzeuge mit *Der Spion, der aus der Kälte kam* 1963 den politischen Berlin-Roman des Mauerbau-Jahrzehnts vorgelegt hatte.



Stammte aus dem Osten: Jürgen Engert, hier 1980, war ein scharfzüngiger West-Berliner Journalist, der seine Mitbürger *Krawutt-kes* und *Polaukes* nannte.



PROLOG

Stille Invasion – Die S-Bahn, der Streik und der junge Reporter

DIE S-BAHN VERBINDET DIE HÄLFTE BERLINS während der Teilung auf komplizierte Weise. Vom Westen wurde sie nach dem Mauerbau 1961 boykottiert. Der Senat projektierte und baute U-Bahnlinien parallel zu S-Bahnstrecken. Oft unrentable Buslinien boten Alternativverbindungen. Der aus dem Osten gekommene Friedenauer Schriftsteller Uwe Johnson veröffentlichte am 10. Januar 1964 in der *Zeit* seinen Essay *Boycott der Berliner Stadtbahn*. Eine der Parolen in West-Berlin habe gelaute: „Jeder Westberliner S-Bahn-Fahrer bezahlt den Stacheldraht am Brandenburger Tor.“ Johnson bringt die Situation des Verkehrsmittels in den Westsektoren auf den Begriff: „In Westberlin fuhr die S-Bahn eingesperrt.“ Das erste an den Senat gerichtete Pachtangebot für das für Ost-Berlin kostenträchtige Westnetz verlautbarte die östliche Seite am 26. März 1976 im SED-Zentralorgan *Neues Deutschland*, erzählt der West-Berliner Lehrer Wolfgang Kiebert in seinem Band *Die Berliner S-Bahn 1924 bis heute*. Er beschreibt die Situation des Netzes in den drei West-Sektoren zum Jahresende 1980 so:

Besetztes Stellwerk, S-Bahnhof Halensee, 19. September 1980: Auf DDR-Territorium in West-Berlin verhandeln DDR-Bahnpolizei und ein Zivilist mit einem der streikenden S-Bahner.

Streckenlänge 145 km, davon 70 km seit dem Streik im Herbst 1980 stillgelegt. 39 von 77 Bahnhöfen geschlossen, eingeschlagene Scheiben, gestohlene Schilder, zugenagelte Türen. Drei Zuggruppen [...], zwischen denen der Fahrgast am Bahnhof Friedrichstraße wechseln konnte. Betriebsschluss um 21.00 Uhr mit Ausnahme der Stadtbahn. 9000 Reisende täglich, der Anteil am öffentlichen Personennahverkehr unter 5 %. Geschätztes Defizit: 100–140 Millionen DM jährlich.

Nur auf der Stadtbahn fuhr die S-Bahn bis in die Nacht, denn der Grenzübergang im Bahnhof Friedrichstraße mit dem exterritorialen Bahnsteig zum Umsteigen mitten in Ost-Berlin sollte erreichbar bleiben. „Die S-Bahn gehört zu unseren Intimitäten“, schrieb Johnson 1970 für eine SFB-Sendung über die identitätsstiftende Bedeutung

der S-Bahn für die Berliner: „Wir erkennen das Geräusch ohne Nachdenken, die klirrende Durchfahrt, nachts das atmende Bremsen und Anfahren, singende Beschleunigung.“ Dazu gehört das weiße S auf grünem Grund. Bis heute. 1927 gehört die S-Bahn zu den Hauptdarstellern in Walter Ruttmanns bahnbrechendem Film *Berlin – Die Sinfonie der Großstadt*. Nach 1945 war der wiederaufgenommene Betrieb Hoffnungszeichen. Angelica Domröse fährt 1958 mit der S-Bahn zu den ersten Probeaufnahmen in die Studios nach Babelsberg. Ihre Mutter verkauft im Kabuff am Nordbahnhof S-Bahnfahrkarten. Die Funktion der S-Bahn als Verkehrsmittel der Flucht auf die *Insel* West-Berlin hat die Ost-Berliner Schriftstellerin Christa Wolf in *Der geteilte Himmel* als Szene kurz vor dem Mauerbau beschrieben:

[Rita] trat an den Fahrkartenschalter. Zum erstenmal mußte sie preisgeben, was sie tun wollte.
 „Zoologischer Garten“, sagte sie.
 Gleichmütig wurde ihr eine kleine gelbe Pappkarte zugeschoben.
 „Zwanzig“, sagte die Frau hinter der Glasscheibe.
 „Und wenn man – zurückkommen will?“ fragte Rita zaghaft.
 „Also vierzig“, sagte die Frau, nahm die Karte zurück und schob eine andere durch das Fensterchen. Darin unterschied sich diese Stadt von allen anderen Städten der Welt: Für vierzig Pfennig hielt sie zwei verschiedene Leben in der Hand.

Der Ostflüchtling Uwe Johnson schreibt dem Verkehrsmittel 1970 eine mahnende Rolle zu. Die S-Bahn müsse das Ihrige tun, um den Menschen die Lage der Stadt zu vergegenwärtigen. Sie gehört immer noch zur Identität der Gesamtstadt: „Aber sie ist ein Teil, ein lebendes Glied der Stadt geblieben, auch der halben Stadt.“ 1980 sehen wir die S-Bahn in Konrad Wolfs Film *Solo Sunny* über die Ringbahn in Prenzlauer Berg fahren. Dieses Verkehrsmittel hatte 1936 das Verkehrsaufkommen Olympischer Spiele bewältigt, und sie hat in den 2020er-Jahren ihre maximale Netzausdehnung noch lange nicht wieder erreicht. Anfang der 1980er-Jahre war ihr West-Berliner Teilnetz Sinnbild des *Stillstand Aufstand Berlin*. Die S-Bahn gehörte dort mitsamt dem Bahngelände nach wie vor zur *Reichsbahn* der DDR. Deren von der Staatssicherheit gestellte blau uniformierte, mit Schlagstöcken ausgerüstete und ansonsten unbewaffnete Bahnpolizei übte auf dem Gelände die Polizeigewalt aus. Wer das Bahngelände betrat, unterlag der Hoheit der DDR. Davor wurde in West-Berlin

gewarnt. Diese Konstellation war alliierter Regelung nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs geschuldet. Die vier Mächte waren die eigentlichen Inhaber der Betriebsrechte, und die westlichen *Schutzmächte* achteten darauf, dass die Reichsbahn ihren Betriebspflichten nachkam. Während die West-Berliner sie mieden, waren die meisten S-Bahner gegenüber dem SED-Regime loyal. Viele gehörten der *Sozialistischen Einheitspartei Westberlins* an, der SEW, die in allen West-Berliner Bezirken Büros hatte und deren Parteiorgan *Die Wahrheit* hieß. Oder sie gehörten zu marxistischen und maoistischen Splittergruppen wie dem *Kommunistischen Bund KB* oder dem *Kommunistischen Bund Westdeutschlands KBW*. Zeuge des Streiks bei der West-Berliner Reichsbahn war im September 1980 der damals 29 Jahre alte Hans-Ulrich Jörges. Er wurde am 8. Dezember 1951 in Bad Salzungen in Thüringen geboren. Die Familie flüchtet 1957 in den Westen, erzählt er 2021 in seiner Autobiografie *Der Schrei des Hasen. Lebensbeichte eines*

Vier Tage nach dem Mauerbau, 17. August 1961: West-Berliner rufen am Bahnhof Charlottenburg zum Boykott der in DDR-Regie betriebenen S-Bahn in West-Berlin auf.



Kolumnisten. Den wahren Grund der Flucht bekommt der Sohn erst nach Wende heraus. Der Vater war denunziert worden, wurde dazu gepresst, für die Staatssicherheit zu arbeiten. Niemals hatte er davon erzählt. Der Westen ist für den Sohn nicht *golden*, der Vater denkt ob der bitteren Armut an Selbstmord, das Wirtschaftswunder erlebt Jörges von seiner Schattenseite, erst im Dorf hinter der Grenze, dann mit der evangelischen Familie als Außenseiter im katholischen Fulda, danach in Frankfurt am Main. Er radikalisiert sich dort als Nachgeborener der Studentenrevolte, wirft Steine bei den Hausbesetzerunruhen, ernüchtert sich gerade noch vom Gewaltrausch und nimmt Abstand vom Terrorismus. Als Freizeit-Linksradikaler und Student der Gesellschaftswissenschaften volontiert er bei dem Wirtschaftsnachrichtendienst *Vereinigte Wirtschaftsdienste*. Für ihn ein *Spagat*. In Interviews schwärmt er rückblickend, dass das Leben in der Wohngemeinschaft ohne Privatbesitz funktioniert habe. Die Jungs teilten Betten, Wäsche, Geld. Sie hatten alle wenig. Mit 27 hat er beide Eltern verloren. Der Lebensentschluss fällt gegen das Studium aus, für den Journalismus. 1977 startet er als stellvertretender Inlandschef von *Reuters* in der Bundeshauptstadt Bonn. „Freiheit suchte ich zunächst in Berlin“, schreibt er in den Erinnerungen. Er bewirbt sich auf den Korrespondentenposten in West-Berlin und bekommt ihn. Die zweieinhalb Jahre nennt er die „intensivsten, spannungsreichsten und glücklichsten meines Lebens“. Die Geschichten hätten auf der Straße gelegen: „Berlin war ganz nach dem Herzen eines Journalisten.“ Nach dieser Zeit bewirbt er sich nach München. Sein von ihm geholter zweiter Mann im West-Berliner *Reuters*-Büro entpuppt sich als Stasi-Agent, der ihn ausspioniert. Während des Streiks hatte Jörges spitzbekommen, dass außer der Stasi auch die Westalliierten sein Telefon abgehört hatten. Es war Zeit zu gehen, die Stadt ging ihm nach all den Turbulenzen auf den Nerv, wie er im Anklang an Peter Fox' Berlin-Song sagt: „Farewell, Berlin. Du kannst so hässlich sein ...“

Das Genre des Dokudramas wird in den 1980er-Jahren aus den USA kommend auch im deutschen Fernsehen üblich. Jörges erzählt in *Stille Invasion* mit vergleichbaren Mitteln, mischt Fiktion und Überlieferung. Bei Dialogen, Gesprächen, Telefonaten war Jörges nicht dabei. Da sprechen in den mit präzisen Datumsangaben versehenen kurzen, szenenhaften Kapiteln der damalige sozialdemokratische Regierende *Dietrich Stobbe* mit seinem Senatskanzleichef *Peter Sötje* in Schöneberg, der kurz vor der Bundestagswahl am 5. Oktober 1980 gegen seinen Herausforderer, den CSU-Vorsitzenden Franz-Josef Strauß, kämpfende Bundeskanzler *Helmut Schmidt* in Bonn oder in Ost-Berlin der Staatsratsvorsitzende *Erich Honecker* mit dem zweiten

Erich, dem Minister für Staatssicherheit *Erich Mielke*. Jörges imaginiert Wortlaute, gibt die Positionen der Handelnden mit seinen Worten wieder. Viele davon kannte er noch persönlich. Der Sprachduktus passt zur Person. Jörges' *Schmidt* führt eine andere Sprache als sein *Mielke*. So könnten sie geredet haben. Abgesehen vom Faktor Lesbarkeit erzählt Jörges deshalb so, weil ihm für eine historiografische Darlegung hier und da die Quellen fehlen. Es geht dabei weniger um die Akten der Staatssicherheit und der DDR-Behörden. Am Schluss schildert er unter der Überschrift *Vertuschung* und unter dem Datum *Freitag, 13. Oktober 2017* seine Erfahrungen im Landesarchiv Berlin. Da sind Unterlagen bis 2081 gesperrt, er lässt sie entsperren, sie sind belanglos. Wo in den West-Berliner Beständen Dokumente über den Konflikt mit den S-Bahnern zu erwarten sein müssen, fehlen sie. Da ist ein Loch zwischen dem 11. und dem 26. September 1980: „Über diesen Streik aber, ausgerechnet: kein einziges Dokument. Nothing. Rien. Lücke. Es müssen Protokolle beseitigt worden sein.“ Valentin Freytag hat der Autor sein *Alter Ego* im Roman getauft, ihn mit der eigenen Vita ausgestattet, und Freytag hat es alles erlebt, gehört, berichtet bekommen. Er verlässt das Archiv am Eichborndamm in Reinickendorf und verabredet sich „mit einem Beteiligten, einem, der alles weiß.“ Schmallippig sei der gewesen, habe dem Journalisten zugehört, „nickt dann stumm und gravitatisch auf die Frage: ‚Und, das war doch so, oder?‘“ Die Romanform scheint für Jörges Ausweg zu sein, das anders nicht Erzählbare eben doch ins Wort zu bringen und in die Welt zu setzen. Jörges lässt seinen Freytag am Ende den moralischen Abgesang der Entspannungspolitik und zugleich die Legitimation des *Stillstand Aufstand Berlin* so formulieren:



Wurde einer der maßgeblichen westdeutschen Journalisten: Hans-Ulrich Jörges, hier 2000, war in den ersten Berufsjahren Zeitzeuge des S-Bahnstreiks.

Also geht es nur noch um Erhaltung des Status quo. So ist die Entspannungspolitik auf den Hund gekommen. Der Westen dient der Stabilisierung der DDR, aber nicht mehr den Menschen. Man lässt Tausende über die Klinge springen. Es gibt auch schon einen Begriff dafür: Politik der eingemurten Pflöcke.

Seinen *Stobbe* lässt Jörges in der Nachbetrachtung des Geschehenen beim Cognac sagen, dass keiner der Beteiligten Interesse an der Veränderung des Status quo gehabt habe. Für das *Stillstand Aufstand Berlin* kam es auf Stagnation an: „Die Pflöcke, die da eingemurt sind, werden alle noch die gleiche Position haben wie vorher, wenn der Nebel sich über den aktuellen Ereignissen gelichtet hat.“ Was war geschehen? Dieser *Dietrich Stobbe*, der anfangs eine Sympathieerklärung für die Streikenden abgegeben hatte, was sowohl Kanzler als auch Staatsratsvorsitzender als Fehler ansahen, hat Gewissensbisse, „dass wir den Stasi-Kreaturen unsere Stadt geöffnet haben, damit sie den Streik erledigen können.“ Dankbar ist diese Figur des Regierenden Bürgermeisters, dass die Presse das Ungeheuerliche nicht kritisiert, angegriffen, zu Schlagzeilen gemacht hat. Er sagt: „Offenbar haben die Schreiberlinge gar nicht begriffen, dass es eine stille Invasion gegeben hat.“ Was war geschehen?

Am Montag, 8. September hatte Freytag um 10.32 Uhr überraschenden Besuch bekommen. Der Gast staunt über ungeöffnete Post im *Reuters*-Büro. Es sind Sendungen für den Ost-Berliner Schriftsteller Stefan Heym, der die Büroanschrift in West-Berlin benutzt und einmal die Woche zum Abholen vorbeikommt. So steht es auch in Jörges' *Lebensbeichte*. Der Gast heißt *Lars Prien*, und er sucht die Verbindung zur britischen Nachrichtenagentur, weil er sie für die wichtigste hält. *Prien* ist gekommen, „um Sie auf einen demnächst beginnenden Streik bei der S-Bahn im West-Berlin aufmerksam zu machen.“ Er arbeitet auf dem Containerbahnhof Moabit. Dort wird die Streikzentrale sein, er wird zum Gesicht der Streikbewegung. Freytag wird für den Bahnhof den Ausweis der Streikleitung bekommen, damit er jederzeit hineinkommt, und diesen Ausweis hat Jörges bis heute aufgehoben. Er wird alles als Erster erfahren, verspricht ihm der Streikführer. Die Kommunisten bei der West-Berliner S-Bahn, viele Mitglieder der West-Berliner SEW, im Westen mit Berufsverboten konfrontiert, werden in den Ausstand gehen. Als alles vorbei ist, wird der Streikführer ihm gestehen, dass das Unternehmen ein Komplott von Troztkisten gewesen war, sie wollten damit die Stalinisten treffen,

die ihre trotzkistischen *Genossen* im Spanischen Bürgerkrieg liquidiert hatten. Der Memoirenautor Jörges: „Das war der Versuch, eine offene historische Rechnung glattzuziehen.“ Als die Streikenden später versuchen, auf dem Alexanderplatz zu demonstrieren, werden das die *Organe* sofort gewaltsam unterbinden. Die Beschäftigten nutzen das Absurde der Situation, die Lücke zwischen den Systemen, die sich auf das Bahngelände in West-Berlin beschränkt. Hier war das SED-Regime verwundbar. Die DDR kennt kein Streikrecht. *Genossen* streiken gegen *Genossen*. Im vermeintlich auch für sie freien West-Berlin. *Prien* sagt: „Die Leute haben einfach die Schnauze voll. Die DDR-Führung hat es zu wild getrieben, schlimmer als der schäbigste Kapitalist.“ Im Januar seien 78 Kollegen aus den Ausbesserungswerken gefeuert worden, auch Schwangere und Alleinerziehende. Schweigen von der Betriebsgewerkschaftsleitung des parteihörigen *Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes* FDGB und der SEW. Seitdem haben rund 700 der etwa 3500 West-Berliner S-Bahner selbst gekündigt. Sie werden nicht ersetzt, ihre Arbeit müssen die mitmachen, die geblieben sind. Die Reichsbahn will nicht immer noch mehr Geld in den unrentablen Betrieb buttern. Die Reichsbahner im Westen verdienen 25 Prozent weniger als die Bundesbahner in Westdeutschland. Sie leben aber im Westen, ihre Reichsbahnwohnungen sind verkommen. Urlaub, Rente, Gesundheitsversorgung sind schlechter als bei der Bundesbahn. Keine freie Arztwahl, denn sie müssen zur Reichsbahn-Poliklinik in West-Berlin. Da kommt morgens ein *Barkas*-Kleinbus aus Ost-Berlin, und das medizinische Personal schließt auf und beginnt den Betrieb. Die Rentenbeiträge werden vom Lohn abgezogen und in die Ost-Kasse eingezahlt, die die Renten nicht in Westgeld auszahlt. Wenn sie im Westen bleiben, behandelt die West-Rentenversicherung sie so, als ob sie Beiträge gezahlt hätten, aber da kommen nur winzige Renten in Westmark zustande. Jörges: „Freytag liebt diese Verrücktheiten, eingefrorene Verhältnisse der Nachkriegszeit, denen die meisten keine Beachtung schenken. Er doch.“

Der Streik beginnt am *Mittwoch, 17. September, um 06.00 Uhr*. Das Datum ist kein Zufall. Es ist der Tag, an dem im Nachbarland Polen die freie Gewerkschaft *Solidarność* offiziell gegründet wird. Es wird Besetzungen von Bahnhöfen, Stellwerken geben, der Betrieb der S-Bahn wird ruhen. Der Höhepunkt wird der Stopp des Bahn-Transitverkehrs zwischen dem Westteil Berlins und Westdeutschland sein. Die Amerikaner machen deutlich, dass die den Stopp der alliierten Militäzüge notfalls gewaltsam unterbinden werden; ihre Züge rollen. Auch West-Berlins Bahnanbindung hängt von der Reichsbahn der DDR ab. Deren Loks ziehen auch die Züge der US-Army, die mit dem Personal

und genauso die mit den tiefolivgrünen Panzern mit dem weißen Stern der *Army*. Am *Sonntag, 21. September* ist klar: „Die Reichsbahn in West-Berlin gehört komplett den Streikenden.“ Die Eskalation alarmiert alle Seiten. Der Senat und die Westalliierten bestehen grundsätzlich darauf, dass der Inhaber der S-Bahn-Betriebsrechte die Bahn auch betreibt, anderenfalls könnten die Alliierten der Reichsbahn die Rechte entziehen, sie vielleicht dem Senat übertragen. Senat und Amerikaner, Briten und Franzosen sehen vor allem den Status West-Berlins und seine Bindungen, vor allem seine Verbindungen auch im Güterverkehr auf der Schiene, nach Westdeutschland in Gefahr. Es ist der erste Bruch des Viermächteabkommens von 1971 und seiner Folgevereinbarungen, insbesondere des Transitabkommens. Der Senat spielt die Angelegenheit herunter, spricht von einem durch Verhandlungen auszuräumenden *Tarifkonflikt*. Auch die DDR-Regierung hat kein Interesse, die Nichteinhaltung der Verträge von 1971 hinzunehmen. Das Regime wird nicht verhandeln, sondern die Streikenden im Gegenteil als *Terroristen* denunzieren. Mit *Terroristen* wird nicht verhandelt. Die Staatssicherheit insbesondere befürchtet für den Fall der Aufnahme von Verhandlungen das Ausufern des Konflikts hinein nach Ost-Berlin und in die Betriebe der DDR. Die Streikenden

Der Containerbahnhof Moabit lag auf dem Territorium der Reichsbahn in West-Berlin: Hier hatten die S-Bahner ihre Streikzentrale und die West-Berliner Behörden keine Befugnisse.



dürfen deshalb keinen Erfolg haben. Das gilt umso mehr, als die SED Angst davor hat, dass die polnischen Entwicklungen Nachahmer in ihrem Land finden könnten. Die West-Berliner Reichsbahner fordern denn auch tatsächlich bald eine freie Gewerkschaft. Auch als die Streikenden umschalten und die Übernahme der S-Bahn durch den Senat fordern, scheitern sie. Der Senat würde mit seinem Eingreifen seine statuswahrende Linie verlassen, wonach es sich um einen *Tarifkonflikt* handelt, den die DDR mit Verhandlungen lösen muss. Die Reichsbahn könne, so der Senatssprecher, „unter keinen Umständen aus ihren Verpflichtungen gegenüber ihren Arbeitnehmern entlassen werden.“ Der Senat sei der falsche Adressat. Der Konflikt ist ein Politikum, das beide Berlins, die vier Alliierten, deren Botschafter und deren Hauptstädte sowie die Regierungen beider deutscher Staaten in fieberhafte Aktivitäten verfallen lässt. Das alles erzählt uns Jörges in der stringenten, nüchternen, nachrichtlichen Sprache des Agenturjournalisten, die das Geschehen nur noch dramatischer erscheinen lässt. Es bleibt die Niederschlagung des Streiks. Wer soll es erledigen? Jörges lässt es den Senatsrat *Dietrich Hinkefuß* gegenüber den alliierten Verbindungsoffizieren im Rathaus Schöneberg vormittags am Freitag, 19. September, zwei Tage nach Streikbeginn, so erläutern:

Wir können einstweilen gar nichts dagegen tun. Es ist ein politisch hochbrisanter Streik gegen die DDR, auf unserem Gebiet, und wir können den Polen nicht applaudieren zu ihren Streiks gegen das morsche System und dann selbst die Polizei losschicken. Geht einfach nicht, das wissen Sie selbst. Und zum Einsatz Ihrer Militärpolizei kann ich Ihnen auch nicht raten. Oder Sie werden in ihren Hauptstädten gevierteilt.

Erster Leiter der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland bei der Deutschen Demokratischen Republik war der gelernte Journalist Günter Gaus, der 1981 durch Helmut Schmidts damaligen Regierungssprecher, den teils in West-Berlin aufgewachsenen ehemaligen Journalisten Klaus Bölling ersetzt wird. Gaus redet an diesem 19. September im Gebäude des Zentralkomitees der SED, heute Bundesaußenministerium, vertraulich mit dem auf Außenpolitik spezialisierten, vielsprachigen Intellektuellen Hermann Axen. Das Politbüromitglied deutet an, dass ohne die Entwicklung in Polen Verhandlungen vielleicht möglich gewesen wären, erwägt, dass der Senat die höheren Löhne hätte übernehmen können. Aber da bestehe keine Chance mehr, der Sicherheitsapparat sei hysterisch. Gaus

spricht von einer Sackgasse, fragt nach einem Ausweg, wo doch West-Berlins Polizei und alliiertes Militär wegen der Solidarität mit der Gewerkschaft *Solidarność* nicht eingreifen würden. „Wir wollen nicht zum zweiten Polen werden“, lässt Jörges Axen sagen, und weiter:

Nun wirklich ganz unter uns, lieber Herr Gaus, ich traue mich das fast nicht zu sagen ... Um es plakativ auszudrücken: Sofern der Streik nicht von alleine zusammenbricht, das werden wir in zwei, drei Tagen wissen, muss die DDR halt ihr Problem in Westberlin [sic] selbst lösen. Das sagt mir der gesunde Menschenverstand. Konkreter möchte ich nicht werden. Sie verstehen mich schon.

Gemeint ist damit eine Lösung, die das Eingreifen der formal dazu befugten, nicht mit Schusswaffen ausgerüsteten *Bahnpolizei* der DDR meint. Dazu wird es kommen, und zwar im Einvernehmen aller beteiligten Seiten. Auflage des Westens ist, dass es kein Blutvergießen geben, dass nicht geschossen werden darf. Die westlichen Kräfte werden stillhalten, beobachten, nur im unvermeidlichen Notfall eingreifen, zu dem es nicht kommt, die Briten werden sogar indirekt behilflich sein. Einig ist man sich, dass niemand danach fragen wird, wer in den blauen Uniformen steckt. Es wird die weitgehend aus Personal der Staatssicherheit bestehende *Transportpolizei* der DDR sein, die sonst bewaffnet ist. Das Gros der Stasi-Leute benutzte die Stahltüre im Grenzbahnhof Friedrichstraße, um, ausgestattet nur mit ihren Schlagstöcken und mit Werkzeug zum Aufbrechen verbarrikadierter Türen und Fenstern der besetzten Gebäude in West-Berlin, auf die infolge des Streiks nicht befahrenen Gleise nach West-Berlin zu gelangen. Auf den Gleisen bewegten sich die Männer nach Westen. Denn das war von der DDR kontrolliertes Territorium. Auf eigentliches West-Berliner Gebiet durften sie im Einsatz nicht geraten. Allerdings waren andere Gruppen verdeckt einzeln nach West-Berlin eingeschickert und bewegten sich in Fahrzeugen mit West-Berliner Kennzeichen zu ihren Einsatzorten. Die ohnehin bröckelnde Streikbewegung zerbrach, und bald gaben die Streikenden freiwillig auf, verließen das Bahngelände, verloren ihre Arbeit und mussten sich in West-Berlin neue suchen. Einige kamen bei der U-Bahn unter, aber den SEW-Mitgliedern standen trotz allem nicht alle Türen offen. Sein Double im Roman lässt Jörges am gleichen Tag sagen, der Streik sei nicht einfach gescheitert. Er sei vielmehr von einem „grotesken Bündnis“ zer schlagen worden. Das habe es noch nie gegeben: „Der Westen lässt

die Staatssicherheit über die Schienen herein, begleitet sie und sorgt dafür, dass sie ihr Drecksgeschäft ungehindert erledigen kann.“ Es habe schließlich den Interessen aller Seiten gedient. Rund zwei Jahre später ist die S-Bahn Gegenstand der unter Stobbes Nach-Nachfolger Richard von Weizsäcker weiter intensivierten Kontakte beider Stadthälften. Er hatte Arbeitsgruppen eingesetzt, die an geheimen Konzepten für eine Übernahme feilten. Der Betriebsstart der West-S-Bahn erfolgte kurz nach der Einstellung durch die Reichsbahn am 9. Januar 1984 um 4.00 Uhr mit dem ersten Zug vom Bahnhof Charlottenburg zur Friedrichstraße. West-Berlin hatte sich mit der maroden S-Bahn eine sich über viele Jahre hinziehende teure Investition aufgehalst. Die BVG betrieb bis zum Mauerfall das West-Netz der S-Bahn. Und das Personal? Joachim Piefke, Direktor der Berliner Verkehrsbetriebe in der *Berliner Morgenpost*: „Wir haben trotz der 670 übernommenen S-Bahner zu wenig Zugführer, Weichensteller und Techniker, dafür aber viel zu viel Fahrkartenverkäufer und Hilfspersonal.“ Richard von Weizsäcker kommentiert das Ergebnis als „wichtiges Ereignis für Berlin und die Ost-West-Beziehungen.“ Über die von ihm wahrgenommene Differenz von Schein und Sein bei diesem Regierenden schreibt Jörges in seiner *Lebensbeichte*: „Der Freiherr wirkte auf Abstand als Sympathicus, in der Nahbetrachtung zeigte er sich indes eiskalt und schneidend scharf.“



9. Januar 1984, Bahnhof Friedrichstraße, Übernahme der S-Bahn: Der Zugführer trägt noch Reichsbahn-uniform, auf dem Aufkleber der West-Berliner BVG ist rechts schon die S-Bahn neben Bus und U-Bahn.



Richard von Weizsäcker – 33 Monate Regierender Freiherr von Berlin

*Denn für die Berliner ist das ganz einfach:
Die deutsche Frage ist so lange offen,
wie das Brandenburger Tor geschlossen ist.*

HEINRICH LUMMER,
SENATOR FÜR INNERES UND BÜRGERMEISTER VON BERLIN,
AM 6. DEZEMBER 1984 IM ABGEORDNETENHAUS

BAUSKANDALE, KORRUPTION, als *Berliner Filz* apostrophierte Verflechtungen zwischen Baulöwen und Politik kulminierten in den frühen 1980er-Jahre in einer fundamentalen stadtpolitischen Krise. Sigrid Kressmann-Zschach war schon im Jahrzehnt zuvor für Rio Reisers Kreuzberger Band *Ton Steine Scherben*, die der werdenden Hausbesetzerbewegung Pate stand, zur Inkarnation dessen geworden, was im 21. Jahrhundert als *Gen-trifizierung* bekämpft wird. Die große Pleite der Architektin war der *Steglitzer Kreisel*. Der Senat bürgte 1974 für 42 Millionen DM. Darüber stürzte nach 17 Jahren im Amt SPD-Bausenator Rolf Schwedler. Ins West-Berliner Sittenbild gehört auch der Skandal um die Besetzung des Postens des kaufmännischen Direktors der defizitären landeseigenen Königlichen Porzellanmanufaktur KPM mit dem SPD-Mann Jürgen Grimming, der Referent des Innensenators Kurt Neubauer gewesen war und nach Gehaltserhöhungen fürs leitende Personal anders als verabredet nach sechs Wochen doch als Nachrücker in den Bundestag entschwand. Kurz nach dem Einsturz der als Symbol des US-Engagements für West-Berlin geltenden Kongresshalle am 21. Mai 1980 schlug der Landesbürgerschaftsausschuss am 1. Juni Alarm, weil die hochverschuldete Firma Bautechnik AG des Architekten Dietrich Garski vor der Pleite stand. Garski bekam zwar frisches Geld und eine Bürgschaft, aber die Blase platzte im Dezember. Das FDP-Mitglied flüchtete mit Frau und vier falschen Pässen ins tropische Ausland.

Wo schon Ernst Reuter und Willy Brandt saßen: Richard von Weizsäcker im August 1981 im Amtszimmer des Regierenden Bürgermeisters im Rathaus Schöneberg, neben ihm sein Mitarbeiter Norbert Kaczmarek.

Am 28. April 1984 wurde bekannt, dass der SPD-Spitzenkandidat und ehemalige Bausenator Harry Ristock anders als versprochen immer noch Geschäftsführer seiner in Bayern ansässigen Firma Metalu Metallbau GmbH geblieben war. Das Unternehmen war jetzt sogar insolvent. Der Parteilinke trat zurück. Auf Juli 1984 datiert der Anfang des Skandals um den Charlottenburger CDU-Baustadtrat Wolfgang Antes. Er hatte 2008 kommunale Wohnungen rechtswidrig zum viel zu niedrigen Stückpreis von 4000 DM auf dubiose Weise vertickt. Zur Affäre wuchs sich das Geschehen um Antes, um Figuren aus dem Milieu wie den Bordellbetreiber Otto Schwanz, um *Entmietungen* von Häusern und Abbruch durch Brandstiftung, um Korruption und Parteispenden ab Herbst 1985 aus.

Der Weizsäcker-Nachfolger im Amt des Regierenden Bürgermeisters, Eberhard Diepgen, hat die Antes-Affäre überstanden. Anders ging es dem Nachfolger von Klaus Schütz, dem am 2. Mai 1977 gewählten, mit 38 Jahren jüngsten Regierenden Bürgermeister Dietrich Stobbe. Der als Hoffnungsträger gestartete Politologe, ebenfalls ehemaliger Neubauer-Referent, scheiterte im Gefolge der Garski-Affäre mit dem Rettungsversuch einer Senatsumbildung im Abgeordnetenhaus, weil vier seiner Kandidaten keine Mehrheit bekamen. Stobbe trat am 15. Januar 1981 mit den Abschiedsworten „Ich liebe unsere Stadt“ zurück und leitete das *Drei-Bürgermeister-Jahr* ein. Als Nachfolger wurde am 23. Januar der bisherige Bonner Bundesminister der Justiz, der erfolgreiche frühere Oberbürgermeister von München, Hans-Jochen Vogel, gewählt. Seine SPD scheiterte bei den Neuwahlen am 10. Mai 1981, und Richard von Weizsäcker wurde am 11. Juni mit Stimmen der FDP zu Vogels Nachfolger gewählt. Er war der dritte Regierende des Jahres 1981 und blieb 33 Monate. Was Politik als Beruf anging, war er ein Spätberufener. Er wurde „am 15. April 1920 in einer Mansarde des königlichen Schlosses zu Stuttgart“ geboren, wie von Weizsäcker in seinen 1997 erschienenen Erinnerungen unter dem Titel *Vier Zeiten* berichtet, „aber nicht als Gast des Königs, sondern unter der roten Fahne, die auf dem Dachfirst wehte.“ Es war die Fahne der Revolution, die das Königreich Württemberg zur Republik machte. Richard Karl Freiherr von Weizsäcker hat auf die Familienherkunft Wert gelegt, weniger auf den Adel. Nach seinem Großvater hatte er den Beinamen. Karl Weizsäcker wirkte am Bürgerlichen Gesetzbuch mit, war von 1906 bis 1918 Württembergischer Ministerpräsident. Er wurde 1916 in den erblichen Freiherrnstand erhoben. 1917 war er gefragt worden, ob er Reichskanzler werden wolle, und lehnte ab. Norbert Kaczmarek, einer von von Weizsäckers ersten Mitarbeitern noch als CDU-Spitzenkandidat in West-Berlin, hat 2012 ein

Buch über *Richard von Weizsäcker und Berlin 1978–1984* vorgelegt. „Mein Name ist Weizsäcker“, habe er sich vorgestellt, berichtet Kaczmarek: „Richard von Weizsäcker.“ Beim Unterschreiben habe er das Adelsprädikat oft weggelassen, manchmal blieb das v., bis die Senatsjuristen ihn aufforderten, eine amtliche Form für die Unterzeichnung von Gesetzen festzulegen, und die lautete: „Der Regierende Bürgermeister – Weizsäcker“. Theologen sind häufig im Weizsäcker-Stammbaum. Der Ahne Carl Weizsäcker hat eine in zwölf Auflagen erschienene Übersetzung des Neuen Testaments gefertigt, war Rektor und Kanzler der Universität Tübingen. Die Eltern wurden 1911 in Berlin in der Matthäikirche Friedrich August Stülers getraut, weil der Vater seiner Mutter Marianne, einer geborenen von Graevenitz, dort

Württembergischer Militärbevollmächtigter war. Von Weizsäckers Vater Ernst diente zunächst in der Marine und schlug eine Diplomatenaufbahn ein. Er malte Aquarelle und brachte dem Sohn Geografie und Geschichte nahe. Ende 1924 zieht die Familie dienstlich begründet nach Kopenhagen um, wo Richard Lesen und Schreiben lernt. Bald wird der Vater zurück nach Berlin gerufen, leitet das Völkerbundesreferat des Auswärtigen Amtes. Die Familie zieht 1927 in die Etagenwohnung in Wilmersdorf, Ecke Fasanen-/Pariser Straße. Geräumig ist die Wohnung, „aber anspruchslos und ziemlich dunkel.“ Soziales Elend sieht Richard von Weizsäcker in Gestalt bettelnder Hofsänger und Leierkastenmänner. Die Mutter ist Hilfsvormund für uneheliche Kinder, nimmt ihn mit nach Neukölln, wo er später seinen Wahlkreis haben wird. Aus dem Jahre 1929 gibt es ein Foto vom Balkon, auf dem die Mutter im Zentrum sitzt. Links an der Brüstung



Hatte einst als Hoffnungsträger gegolten: der Regierende Bürgermeister Dietrich Stobbe (SPD) im Abgeordnetenhaus kurz vor seinem Rücktritt am 15. Januar 1981.

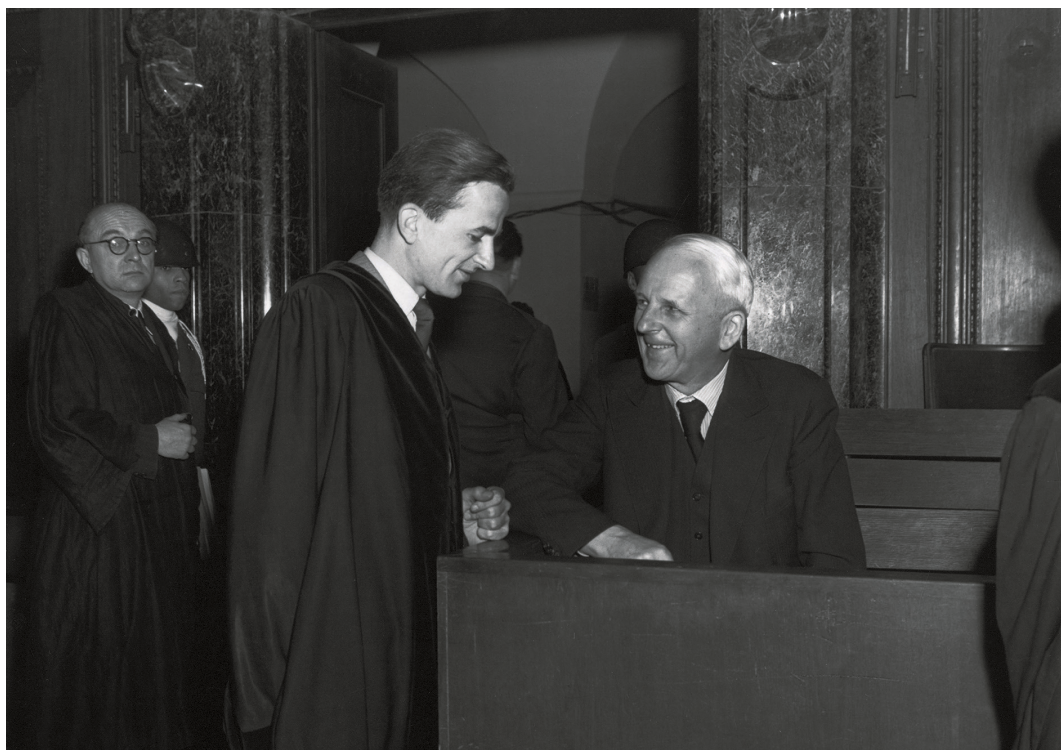
stehen Richard und sein Bruder Heinrich, der kurz nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs am 2. September 1939 einige Hundert Meter entfernt von Richard fallen wird. Er hält die Nachtwache, am Morgen wird der Bruder am Waldrand begraben. Hinter der Mutter steht die Schwester Adelheid, rechts von ihr der schon in früher Jugend seine hohe Begabung an den Tag legende spätere Kernphysiker Carl Friedrich von Weizsäcker. Der älteste Bruder sei „eine Klasse für sich“ gewesen, schreibt der jüngste. Richard von Weizsäcker charakterisiert seinen Vater, der wohl das Foto gemacht hat, als wortkargen, verstandesorientierten schwäbischen Mann, und legt seine diesbezügliche familiäre Disposition offen:

Wir müssen offenbar erst innere Barrieren überwinden, bis wir zu glauben bereit sind, daß Gefühle bleiben, was sie sind, sobald wir sie vernehmlich aussprechen. Diese Scheu oder Zurückhaltung mag verständlich sein. Aber sie ist auch eine Schwäche; denn die meisten Menschen wollen doch Wärme und Anteilnahme spüren und hören, statt sie erraten zu müssen.

Der Jüngste muss sich durchsetzen, er tut es mit Mitteln der Sprache. Reisen in die Alpen, an die Nordsee, in die Mark Brandenburg sind Höhepunkte, genauso wie Spiele, die Weihnachtsfeste, das Musizieren in der Familie. Man liest klassische Dramen mit verteilten Rollen, Sonette, Balladen. Die drei Jüngsten bilden ein Klaviertrio, für die Geige ist Richard nicht fleißig genug zum Üben. Die Geigenlehrerin leitet ein Damenstreichquartett, das bei von Weizsäckers konzertiert. Da hören die Schriftstellerinnen Ricarda Huch und Ina Seidel zu, der Physiker und Freund des Bruders Werner Heisenberg, mit dem Richard so gern Tischtennis spielt. Im Schulorchester wird er auf Trompete und Posaune umgeschult, will eine Zeit lang Sänger werden. Schach spielt Richard von Weizsäcker sein Leben lang begeistert. Er lernt früh Schwimmen, ist Mittelstreckenläufer, Skifahrer, späterhin ambitionierter Berggeher, Skilangläufer. Mit neun Jahren kommt er aufs humanistische Bismarck-Gymnasium in der Pfalzburger Straße. Altgriechisch liegt ihm mehr als Latein, Musik und Sport mehr als Mathematik. Von Weizsäcker: „Bis zum Abitur 1937 waren die jüdischen Mitschüler alle noch dabei.“ Er legt es ab, nachdem er erst drei Monate zuvor wieder mit der Familie aus der Schweiz zurückgekehrt ist. Vor dem Abitur schon hätten die Jugendlichen alle verstanden, „wie sehr sich der Himmel über Deutschland verfinstert hatte.“ Der biografische Stellenwert Berlins ist hoch: „In der Zeit von 1927 bis

1933 war Berlin für mich zum Mittelpunkt des Denkens und Fühlens, zur eigentlichen Heimat geworden und ist es bis zum heutigen Tag geblieben.“ Er hebt hervor, er habe in diesen ersten Berliner Jahren als einziges seiner Geschwister richtig gelernt zu berlinern, sagt er 1994 dem Journalisten Reinhard Appel, und behauptet sogar, bei Amtsantritt habe er „mit Recht von mir sagen“ können, „ich war der erste Regierende Bürgermeister, der wirklich die Sprache der Berliner zu sprechen in der Lage war.“

Der Vater wird zwischenzeitlich nach Oslo berufen, der Zwölfjährige wohnt bei Freunden in Berlin, erlebt den Tag der Machtübernahme, weiß noch, wie bei einem Reit- und Fahrturnier im Sportpalast die Zeitungsverkäufer plötzlich die Schlagzeile „Hitler berufen!“ herausbrüllen. Er kritisiert im Rückblick das geringe Gespür seiner Herkunftsschicht für die Lebenswelt der „tieferen Schichten der Gesellschaft“. Anfang 1933 wird der Vater nach Bern versetzt, die Umstellung auf die Schweizer Schule fällt schwer, weil das Niveau viel höher ist als in Berlin. Fünf Jahre darauf nimmt der Vater nach innerlichem Ringen das Angebot an, Staatssekretär zu werden. Reichsaußenminister ist der Nationalsozialist Joachim von Ribbentrop. Dem Vater habe die Vorstellungskraft gefehlt, „die Dämonie des Bösen zu begreifen“. Es gelingt Ernst von Weizsäcker, dazu beizutragen, in den Verhandlungen zum Münchner Abkommen von 1938 den Frieden zu bewahren: „Für meinen Vater war München der letzte glückliche Tag seines Lebens.“ Nach dem Abitur, Richard von Weizsäcker hatte die dritte Klasse übersprungen und war mit 16 Jahren zu jung für den Arbeits- und Wehrdienst, genießt er das Privileg, nach England und Frankreich zu gehen. In Lyon schickt ihn der deutsche Konsul zur Musterung für die Wehrmacht durch einen französischen Arzt. Beim Reichsarbeitsdienst sind es Berliner Ofensetzer, die ihn sexuell aufklären. Von Weizsäcker zieht die Uniform an, die er sieben Jahre, den ganzen Zweiten Weltkrieg über, tragen wird. Im Herbst 1938 ist er wie sein Bruder Heinrich Rekrut im Potsdamer Infanterieregiment 9. Richard von Weizsäcker pflegt sein Leben lang die Tradition dieser Einheit, betont den hohen Anteil von Regimentskameraden, die dem militärischen Widerstand des 20. Juli 1944 verbunden waren. Nach Kriegsende, er empfindet es als Glück, schreibt er sich sehr bald in Göttingen für Jura ein, genießt die Freiheit, Vorlesungen in vielen Fächern zu hören, darunter Theologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Philosophie. Für sein eigentliches Fach verweist er auf die Bedeutung guter Repetitoren. Sein Vater wird von den Alliierten unter Anklage gestellt, und der junge Jurastudent wird als Hilfsverteidiger zugelassen. Es sind Monate intensiven Miteinanders mit dem Vater. Richard



Nürnberg 1949, Wilhelmstraßen-Prozess: Richard von Weizsäcker war Hilfsverteidiger seines Vaters Ernst, im Dritten Reich Staatssekretär im Auswärtigen Amt.

von Weizsäcker liest als einer der ersten Deutschen Akten aus der nationalsozialistischen Zeit. Spätestens hier entsteht seine Neigung zu Geschichte, zur Politik, verstanden als Engagement für das gesellschaftliche Ganze. Daher rührt auch der nicht verwirklichte Gedanke, diese Arbeit am neugegründeten Institut für Zeitgeschichte in München fortzusetzen. Noch vor dem Assessorexamen geht er 1950 in die Wirtschaft, zunächst als wissenschaftliche Hilfskraft bei der Mannesmann AG in Gelsenkirchen, wo die Steinkohlenzechen des Konzerns beheimatet waren. Er lernt 1953 Marianne von Kretschmann kennen, die er im selben Jahr heiratet und die First Lady West-Berlins wird; das Paar hat vier Kinder. 1955 folgt die Promotion. 15 Jahre bewegt er sich erfolgreich in einem Berufsumfeld, in dem bisher kaum ein Weizsäcker tätig gewesen ist. Die andere neue Welt, die er sich erschließt, ist die evangelische Laienarbeit. Taufe, Glaubenswelt, Religiosität stellt er in den Erinnerungen nicht eigens dar. Hielt er das für ihn Selbstverständliche der Erwähnung nicht für wert? Richard von Weizsäcker wird mit 44 Jahren Präsident des Evangelischen Kirchentags, gelangt in den Genfer Weltkirchenrat. Er